Was geh'n den Spitz die Gänse an?

Es war einmal ein kleiner Spitz,
Der glaubt', er wär zu allem nütz,
Und kam ihm etwas in die Quer,
Da knurrt und brummt und bellt er sehr. —
Nun wackelt einst von ungefähr
Frau Gans mit ihrem Mann daher,
Und vor den lieben Eltern wandern
Die Kinderchen, eins nach dem andern,
Und wie sie um die Ecke biegen,
Da schreien alle vor Vergnügen:
„Seht doch die Pfütze da!—Kommt hin!
Wie herrlich muß sich's schwimmen drin!"
Das sieht Herr Spitz und bellt sie an:
„Weg da! weg da! Nun seht doch an!
Wie könnt ihr euch nur unterstehn,
Ins Wasser so hineinzugeh'n?
Wenn ich nicht wär dazu gelaufen,
Ihr müßtet jämmerlich ersaufen!"
Das macht der alten Gans nicht bange;
Sie zischt ihn an wie eine Schlange.
Da zieht mein Spitz sein Schwänzchen ein
Und läßt die Gänse Gänse sein;
Doch knurrt er noch im vollen Lauf:
„Nu, wer versaufen will, versauf'!"
Die Gänschen aber, trotz dem Spitze,
Die schwelgten recht in ihrer Pfütze,
Und immer noch aus weiter Fern
Hört bellen man den weisen Herrn.
Bell er, was er nur bellen kann,
Was geh'n den Spitz die Gänse an?

Der Bär und die Bienen.

In Polen brummt ein wilder Bär:
„Ihr Bienen, gebt mir den Honig her!
Ich bin so groß und ihr seid klein,
Ihr sollt mir wahrhaftig nicht hinderlich sein!"

Und eh die Bienlein sich's versahn,
So klettert er den Baum hinan.
Er klammert sich fest und brummt und brummt;
Das Bienlein summt, das Bienlein summt.

„Ihr Bienlein, gebt mir den Honig her!" —
„Es wird nichts, Herr Bär; es wird nichts, Herr Bär!"
Der Bär steckt schon die Nase hinein:
„Weg da, ihr Bienen; der Honig ist mein! "

Die Bienen stechen frisch drauf los:
„Sind wir gleich klein und du bist groß,
Doch soll's deiner Nase gar schlimm ergehn,
Läßt du nicht gleich den Bienenstock stehn!"

Der Bär wird bös, es hilft alles nicht,
Er knurrt und brummt; das Bienlein sticht.
Wie juckt's ihn auf Zunge, auf Nase und Ohr!
Er muß entlaufen, der arme Tor.

Die Bienlein jubelten: summ, summ, summ!
Der Bär, der knurrte: brumm, brumm, brumm!
Und als er floh, riefs Bienchen ihm zu:
„Soll's dich nicht jucken, laß andre in Ruh!"

Was die Tiere alles lernen.

Die Enten lernen schnattern,
Die Fledermäuse flattern,
Die Hähne lernen krähen,
Die Schafe lernen bäen.

Die Tauben lernen fliegen
Und meckern alle Ziegen,
Die Stare lernen plappern,
Die jungen Störche klappern.

Das Haschen lernt das Kätzchen,
Das Naschen lernt das Spätzchen,
Die Bienen lernen sparen,
Arbeiten und verwahren.

Die Spinne lernet weben,
Der Schmetterling lernt schweben,
Die Fischlein lernen schwimmen,
Eichhörnchen lernet klimmen.

Das Brüllen lernt das Kälbchen,
Und bauen lernt das Schwälbchen,
Das Wiehern lernen Pferde,
Es lernt die ganze Herde.

Der Feigling.

Ernst Witte saß in der Weinlaube des Gärtchens vor dem winzigen Hause in der Vorstadt, das seinen Eltern gehörte. Die großen Ferien hatten eben erst begonnen, trotzdem war der Kleine doch bereits bei seinen Schularbeiten. Da öffnete sich plötzlich die Gartentür, und ohne daß Ernst es bemerkte, näherte sich ein anderer Knabe der Laube. Erst als dieser dicht vor Ernst stand, schaute der Schreibende auf.

„Du, Alfred?" fragte er verwundert. „Was führt Dich den weiten Weg aus der Stadt zu mir?"

„Das sollst Du gleich hören, Musterknabe, der Du bist," erwiderte der Gefragte spottend, indem er auf die Bücher deutete, die vor Ernst lagen. „Ich und noch ein paar Schulkameraden wollen nachmittags nach dem Mühlenteich, um Neunaugen zu fangen. Da sollte ich Dich fragen, ob Du nicht auch dabei sein möchtest?"

Ernst schüttelte mißbilligend den Kopf. „Aber vergeßt Ihr denn ganz," meinte er darauf, „daß nur der arme, alte Invalide Nienast die Erlaubnis hat, im Mühlenteich Neunaugen zu fangen?"

Der andere zuckte die Achseln. „Erlaubnis hin, Erlaubnis her. Aber Du hast natürlich Angst, daß man Dich beim Fangen ertappt. Ich hätte mir's denken können. Die ganze Klasse weiß es ja, daß Du ein Feigling bist!"

„Nimm das Wort zurück," rief der Beleidigte und sprang auf. Alfred aber hatte ihm schon den Rücken gekehrt und eilte, boshaft lachend, dem Ausgang des Gärtchens zu. Eben wollte Ernst ihm folgen, als die Mutter aus dem Hause trat. „Komm zum Essen! Heute kannst Du ja nicht mit mir auf des Vaters Heimkehr warten. Du weißt doch, was Du vorhast!"

„Ja, ja!" Tief atmend warf der Kleine nur noch einen einzigen Blick der Entrüstung dem bereits die Vorstadt hinabstürmenden Alfred nach. Dann nahm er Bücher und Schreibzeug vom Tisch und folgte dem Ruf der Mutter.

Nur ein Viertelstündchen verging, da ward jedoch die Gestalt des Knaben wieder im Gärtchen sichtbar. Die Botanisiertrommel umgehängt, durchschritt Ernst den Hauptweg, öffnete die gußeiserne Tür und eilte dem nahen Forst zu, wo der Bruder seines Vaters die Stelle eines Revierförsters bekleidete. Aber nicht wie sonst, wenn der kleine Schüler die Verwandten besuchen ging, strahlte das Gesicht des Knaben dabei vor Vergnügen; denn die Beschimpfung des Schulkameraden brannte ihm noch immer in der Seele.

„Feigling!" wiederholten seine Lippen sogar flüsternd. Dann aber fragte er sich auch, ob er verdiene, so genannt zu werden — nur weil er ein für allemal nicht an den Belustigungen der Schulkameraden teilnahm, wenn er dieselben „unerlaubt" nennen mußte.

Nur einen Augenblick besann sich der Kleine. Dann schüttelte er den blonden Kopf. „Nein, nein," rief er jetzt fast laut, und wie mit einem Schlage war plötzlich aller Mißmut von ihm genommen. Wieder ganz der frohgemute Ernst, als den ihn das Städtchen kannte, begann er nun schneller zu gehen. Wünschte er jetzt doch, sobald als möglich das Ziel seiner Wanderung zu erreichen, denn es waren heute vierzehn Tage, daß er nicht im Forsthause gewesen, und er sehnte sich nach dem Wiedersehen mit Großmutter, Onkel und Tante, vor allem aber nach dem Bäschen Grete. Das achtjährige kleine Mädchen war übrigens ein echtes Waldkind, dem nichts lieber war als der Forst. Was Wunder deshalb, wenn die Kleine Vetter Ernst, so oft er auch kam, von jedem Vogelnestchen erzählte, das sie seit dem letzten Zusammensein aufgespürt. Dazu wußte Gretchen auch ganz genau, zu welcher Zeit die Rehe mit ihren Jungen das schützende Dickicht verließen, und kannte auch die Stellen, wo die zierlichen Geschöpfe auszutreten pflegten, um ihrer Aesung nachzugehen. Lautlos, jedes Geräusch vermeidend, schlichen die beiden Kinder dann gleich Indianern auf dem Kriegspfad zu solchen Punkten hin. Welche Lust war es nachher aber, dem possierlichen Treiben der anmutigen Tierchen zuzuschauen!

Doch jetzt? Der rüstig ausschreitende Knabe hatte bald die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich gelassen und eilte nun auf der Landstraße dahin. Nach einer guten halben Stunde erreichte er einen Waldweg, der sich nach links abzweigte. Ein hier aufgestellter Wegweiser zeigte mit seinem Arm in diesen hinein.

Hier angelangt, flog ein Lächeln um den Mund des Knaben und er atmete erleichtert auf. „Gut, daß ich vom staubigen Wege herunterkomme," flüsterte er dann, vielleicht ohne daß er es wollte. Zu gleicher Zeit zog er sein Taschentuch aus dem Röckchen und klopfte sich energisch den Staub von den Füßen. „So," meinte er nach einer Weile, indem er mit prüfendem Blick seine Fußbekleidung betrachtete, welche sich jetzt wieder in tadellos schwarzem Glanz zeigte, „so, nun wird Gretchen doch nicht wie vor vierzehn Tagen schelten können, daß ich eine ganze Wagenladung Staub mit in die Försterei brächte." . . .

Genau zu derselben Zeit sagte die kleine Grete, welche sich heute allein mit der schwerhörigen Großmutter in der Försterei befand, da die Eltern in die Nachbarschaft gefahren waren, um eine Kuh zu kaufen: „Großchen, weißt Du, ich möchte in den Wald hinaus. Will auf den Ernst warten, der doch jeden Augenblick kommen muß."

„Tu's Kind, tu's," erwiderte die alte Frau. „Nimm Dir aber das Strickzeug mit; denn man muß immer die Hände rühren. Hast ja gehört, was neulich der Onkel gesagt: Zeit ist Geld, und wer die Zeit nicht nützt, verliert sein Vermögen."

„Ja, Großchen, ja," sagte die Kleine und griff auch gehorsam nach ihrem Strickzeug. Freilich, ein sehr erfreutes Gesichtchen machte sie dabei nicht, denn das Stricken war eben nicht ihre Lieblingsbeschäftigung.

(Schluß folgt.)

Ernst, ehrlich, ehrerbietig, eigen;
Wer die vier E ins Schild sich setzen kann
Und sie in Wort und Taten zeigen:
Der ist ein Mann.

Rätsel- und Spielecke.

Sachrätsel.

1.

Vor— nimmt Zuflucht oft zu Trug und Schein;
Auf— gibt viel aus, nimmt wenig ein;
Ein— sagt oft zu manchem Guten nein.

2.

Im Feld bewährt er sich und in Gefahr.
Und ganz besonders auch am Traualtar —
Und auch im Mond nimmt man ihn öfter wahr.

3.

Ich trag es in der Westentasche.
Ich seh es selbst an jeder Flasche
Und seh's in manchem Angesicht;
Es hilft den kleinsten Punkt mir sehen,
Es hilft den fernsten Stern erspähen
Und schafft in dunkle Hütten Licht.

4.

Wer weiß,
Was ist das wohl für eine Geis?
Wenn noch ein Schwanz wird ihr zu teil,
Dann steigt sie auf das Dach in Eil
Und streckt verwegen dort und munter
Ihr Zunglein ziegelrot hinunter.

5.

Mich selbst hat niemand noch gesehn;
Doch hört und sieht man leicht mich gehn;
Es kündet auf gemess'ner Bahn
Sich Schritt für Schritt mein Dasein an.
Indem du nachdenkst, wer ich sei,
Bin ich entronnen und vorbei.

6.

Kpof und Herz, wenn auch am rechten Fleck
Würden doch, wenn er sie nicht verbände,
Nichts vermögen; ja ich sag es keck.
Daß es ganz erbärmlich um sie stände:
Keines wüßt vom andern; er allein
Läßt am Leben sie und läßt sie einig sein.

7.

Er ist der Heimatlos: bald ist er hier, bald da,
Heut noch auf Trinidad, morgen in Kamtschatka;
Im Haar dir spielt er hier, dort fängt er sich im Schlot;
Macht ihn ein Schwindler dir, dann weissag ihm Bankrott.

8.

Manchen klugen Gedanken
Brachten sie zu Papier;
Doch hatten sie unverhohlen
Sie immer nur gestohlen,
Sie stahlen sie dir und mir.

Schon in jungen Jahren
Waren sie leichter Natur;
Sie schienen zu Hohem geboren,
Doch hatten sie bald verloren
Jeglichen Schwunges Spur.

Freilich lehrte die Mutter
Sie reden von allerhand;
Doch haben nicht nur Neider
Die Mutter selber leider
Stets dumme Gans genannt.

9.

Wie heißt mein Männchen?
Kaum mißt's ein halbes Spännchen;
Es wohnt in keinem Häuschen,
Aber wie ein Mäuschen
Findet's ein Löchlein allerorten;
Bald da, bald dorten
Drängt es sich ein;
Da steckts im Kasten, da im Schrein,
Ja in Diele und Wände
Schlüpft's behende
Und macht sich da breit stets.
Aber wie weit gehts?
Neulich hat einer ihm zuletzt
Eines grad auf den Kopf versetzt,
Gleich riefen alle laut und offen:
Ei, so ist's recht, der hat's getroffen!

Lösungen der Rätsel in voriger Nummer:

1. Zunge.
2. Nase.
3. Buchbinder, weil er Bücher einbindet.
4. N.
5. Uhr.
6. R.
7. Gabel.
8. Musik-Note.
9. Nase.
10. Bur.
11. Blatt.
12. Stroh.

— **Splitter.** Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Kein Wunder, daß es sich auf einem so gut gepflasterten Weg so bequem marschiert!

— **Vergleich.** Mann: „Die Blumen lassen ja die Köpfe so hängen?"

Frau: „Sie werden nicht genug begossen worden sein; 's ist gerade so, als wenn Du Dein richtiges Maß nicht genommen hast!"

— **Rechtfertigung.** Gattin: „Rudolf, meine Zofe behauptet, Du hättest ihr einen Kuß gegeben!"

Gatte: „Ach, das lügt sie ja nur aus Wut darüber, daß ich Dein Stubenmädchen ihr vorziehe!"

— **Verteidigung.** „Als staatlich Angestellter sollten Sie eigentlich keine so rote Nase haben."

„Ja, mein Gott, das sind doch nichts als konzentrierte Nasen von oben."

Im Frauenkreise.

Alleinsein.

Soviel Glück und Segen ein erwünschtes, gewolltes Alleinsein in sich bergen kann, ebensoviel Unglück und Zerrissenheit ein ungewolltes. Aber ein ungewolltes Alleinsein muß nicht immer unzufrieden oder gar unglücklich machen. Man lebt besser dabei, als diejenigen Männer und Frauen, die, um nicht allein zu sein, eine Ehe eingehen, in der sie die geistige, sowie die wahre Gemütsgemeinschaft entbehren müssen.

Aus Furcht, im Leben allein zu sein,
Geh' niemals eine Ehe ein.
Besser allein als in Qual zu zweit —
Und den Mut besitzen zur Einsamkeit.

Zu diesem Mute gehört auch Kraft- und Persönlichkeitsbewußtsein. Denn das Insichgefestigtsein bildet den besten Schutz gegen die zermürbende Macht, die ein Alleinsein ausüben kann. Am besten zeigt uns Schiller in den Worten seines Wallenstein das Ungebeugte des Verlassenen:

Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen,
Da steh' ich, ein entlaubter Stamm. Doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
Die sprossend eine Welt aus sich geboren . . .

Es gibt Naturen, die besonders stark unter ihrer Seelenvereinsamung zu leiden haben. Ich denke dabei hauptsächlich an einen bestimmten Typus der heutigen alleinstehenden Frau. Ihr mangelt, wenn sie allzu sensitiv ist, bei allem Reichtum ihres Empfindens, die notwendige Strenge gegen sich selbst. Sie unterdrückt zu wenig jene leidenschaftlichen Regungen, die viele Kräfte verzehren, aber nicht immer neue, fruchtbringende aufzubauen vermögen. Vor dem Uebertreiben und vor der Gemütsverzärtelung müssen wir uns wie vor etwas Krankhaftem hüten. Denn nicht, um unseren Gefühlsregungen nachzugeben, sind wir da, sondern um vor allem unsere Pflichten zu erfüllen. Wir sollten das Geheimnis des Gebens und Nehmens mehr begreifen lernen, wo Beglücken und Beglücktwerden eins wird.

Gegen das Bedrückende eines seelischen Alleinseins schützen wir uns am besten, wenn wir uns eine eigene Welt von Bedeutung in uns selbst zu bauen vermögen. Es gilt dann, unsere eigensten Fähigkeiten erkennen und prüfen sowie zur rechten Entfaltung bringen zu lernen, um sie denen anzubieten, die deren bedürfen. Es kommt nur darauf an, daß man dem Fortschritt, auf welchem Gebiete es auch sei, oder der Veredelung der Menschheit irgendwie — und sei es an einer noch so geringen Stelle — einen wirklichen Dienst leistet.

Viele tatkräftige Frauen finden durch die Gemeinschaft des Vereinslebens einen segensreichen Wirkungskreis. Den jungen Mädchen sind viele gute Wege geebnet, einen Beruf zu ergreifen, der die stärkste Kraft in uns — nämlich das Fürsorgliche, das „Mütterliche" — zur Entfaltung und Betätigung bringt. Ein derartiges Wirken kann reiche Befriedigung gewähren und die gefürchtete Leere im Gemütsleben hinwegnehmen.

In einem wesentlichen Punkte stimmt das Leben der Alleinstehenden mit dem in der Ehegemeinschaft Stehenden überein, wenn es ein glückliches genannt werden darf: nämlich im gleichen Streben nach Vervollkommnung oder nach irgend einem Ziel, das durch gemeinsame Arbeit zu erreichen gesucht wird. Wie es schon die Kindererziehung tut, die schafft dieses Verbindende, die wahre Gemeinschaft. Eine Ehe in diesem Sinne vermag die Gatten vor Seelenvereinsamung zu bewahren.—Aber wie oft ist das Alleinstehen im Leben ein selbstverschuldetes, und zwar für solche, die es versäumt haben, sich durch Selbsterziehung ihren Charakter so zu gestalten, um Freunde finden und dauernd fesseln zu können.—

Mit dem Reifen der eigenen Persönlichkeit geht meist auch das Reifen unseres Wollens und Vollbringens Hand in Hand. Wir wären dabei viel weniger entmutigt, viel froher gestimmt, wenn wir gerechter und vernünftiger dächten und nicht im Lenze unseres Daseins schon Früchte ernten wollten, die doch erst, nach redlichem Bemühen, im Herbste des Lebens reifen können. — Dann gilt es ein Höheres: aus dem Alleinseinmüssen hineinreifen in das Alleinseinkönnen.

Denjenigen, die die Einsamkeit fliehen, sie gar nicht ertragen mögen, ist allein zu sein gleichbedeutend mit „Sichlangweilen"; Menschen mit belastetem Gewissen wird es sogar zu einem „Gestraftsein". Andere suchen stille Stunden, um sich selbst zu finden. Man könnte sogar von einer „Verpflichtung zum Alleinsein" reden. Grade der hastende Mensch der modernen Zeit hat es nötig. Denn er ist in Gefahr, in dem reißenden Strome der Tagesereignisse und der eigenen Geschäftigkeit, sowie der oft eintönigen Gesellschaft, die nicht immer abgelehnt werden kann, sich selbst zu verlieren.

Der Freund dem Freunde, ein Besuch dem Gastgeber, die Frau dem Manne, sie alle sind sich gegenseitig die Gewährung von Stunden des Alleinseins schuldig. Um so lieber wird eine schöne Gemeinschaft wieder aufgesucht und gepflegt werden.

Die Verpflichtung zur Einsamkeitsstunde besteht besonders dann, wenn ein seelisches oder körperliches Unbehagen unsere gleichmäßig fließende Art stören will und wir geneigt sind, diese Mißstimmung auf andere zu übertragen, die darunter oft schwer leiden müssen. Die heilsame Selbsteinkehr bewirkt eher die Wiederherstellung unseres seelischen Gleichgewichtes. So wird das Alleinsein zu einem „Erlöstsein". Besonders denen, die sich selbst keine freie Stellung im Leben erringen können, sind wir verpflichtet, ein Atemholen der Seele zu gewähren. Sie alle, von denen wir ein Tagewerk voll Konzentration, Ueberlegung und Verantwortung fordern, vermögen nach einer solchen Feierstunde mit größerer Arbeitsfreudigkeit ihren Tagespflichten nachzukommen.

Nicht nur einfachen Menschen droht das Einsamkeitslos, sondern auch den höchststehenden Persönlichkeiten, gerade ihrer Ausnahmestellung wegen. Sie leben in derselben unfreiwilligen Höheneinsamkeit wie die geistigen und künstlerischen Führer der Menschheit, denen es, kraft ihrer Sonderveranlagung, vergönnt ist, Gipfel der Erkenntnis zu ersteigen, die über das allgemeine Verstehen- und Begriffenwerden weit hinausragen . . .

Die Mütter haben den Kindern zuliebe das meist unausbleibliche Schicksal, der Vereinsamung ausgesetzt zu sein, klar ins Auge zu fassen, um ihnen später gerecht zu werden, ohne Verbitterung!

Mehr noch als das Alleinseinmüssen ist das Alleinseinwollen, das freiwillige Sichloslösen aus einer bestehenden Gemeinschaft, oft ein von der eigenen Entwicklung verlangtes.

So bedeutet das Alleinsein schließlich auch ein „Freisein". Nur aus solchem Freiheitsgefühl heraus vermag z. B. ein Künstler sein Bestes zu geben. Ihm ist Alleinsein eine Weihe, eine Schöpferstunde, in der ihm sein Genius die Stirne küßt. Solange er noch schöpferisches Wollen in sich birgt, beherrscht ihn ein starkes Verlangen nach befruchtender Einsamkeit.

„Ganz er selbst sein darf jeder nur, solange er allein ist! Wer also nicht die Einsamkeit liebt, der liebt auch nicht die Freiheit; denn nur wann man allein ist, ist man frei!" sagt Schopenhauer.

Wollen wir unseren Kindern ein Wertvolles mitgeben in den Kampf mit der Welt und mit sich, so lehren wir sie doch die Kunst „Alleinsein zu können", falls sie einmal später, verschuldet oder unverschuldet, allein sein müssen. Laßt uns dafür Sorge tragen, daß sie ein reiches Innenleben bekommen und so imstande sind, sich ihre eigene Welt zu bauen, die ihnen selbst und anderen wahre Befriedigung zu gewähren vermag!

(Marie N.-B.)

Der Jubilar.

Skizze von Julius Weil.

Ganze Richtergeschlechter haben den Boten Heinrich gekannt. Er war ein Mann voll Würde und Majestät. Wenn er vor den Beratungszimmern der Kammern Dienst tat, sah er unnahbar aus, als bewachte er die geheimen Sitzungen einer Botschaftskonferenz. Doch konnte er auch herablassend sein, besonders dem weiblichen Publikum bezeigte er eine ritterliche Galanterie; denn obwohl Junggeselle, war er doch zarter Regungen fähig. Sonst war er im Dienst streng bis zur Grobheit, zuverlässig, unbestechlich, das Muster eines Gerichtsdieners.

Nur zwei kleine Schwächen besaß er: er hielt sich für unentbehrlich und er war ehrgeizig. Die erstere teilte er mit vielen großen Männern, die andere war deshalb so auffallend, weil er bereits vor der Zeit die übliche Dienstauszeichnung erhalten hatte — was konnte er in seinem Größenwahn noch Höheres erreichen wollen? Dennoch war er ehrgeizig.

Den ersten Schmerz bereitete ihm sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum. Er wußte zwar, daß dieses Ereignis selbst bei den Richtern amtlich nicht beachtet wurde, geschweige in seiner Charge; gleichwohl hoffte er auf irgend etwas Unvorhergesehenes. Allein der Tag kam und brachte ihm nichts als Enttäuschung. Es hieß also warten bis zum vierzigsten Dienstjahre.

Und er erlebte auch das zweite Jubiläum. Diesmal war er vorsichtiger gewesen. Er hatte dem ersten Gerichtsschreiber so deutliche Anspielungen gemacht, daß dieser sich veranlaßt sah, die Heinrichschen Dienstakten einzusehen. Richtig: vierzig Dienstjahre! An dem fraglichen Morgen war Heinrich in höchster Spannung auf dem Gericht erschienen. Was würde sich dort ereignen? Er war ganz sicher, daß man Großes vorbereitet hatte. Aber es war alles wie sonst, keine Katze kümmerte sich um sein Jubiläum, nur daß der erste Gerichtsschreiber, als er zufällig im Korridor auf ihn stieß, ihm zurief: „Gratulier, Heinrich!" Heinrich lächelte bitter. Also nichts, rein nichts! Und noch volle zehn Jahre bis zum fünfzigsten! Würde er's so lange machen?

Ja, er machte es so lange. Zwar büßte seine Figur an Fülle und Haltung ein, häufiger als entschuldbar wurde er schlapp, und sein Gedächtnis nahm unheimlich ab, sodaß es allgemein hieß: „Warum geht der alte Esel, der Heinrich, nicht?" Aber der Ehrgeiz hielt ihn aufrecht. Er rechnete auf unerhörte Auszeichnungen an seinem fünfzigsten. Sein Fall war ja ein Ausnahmefall: ein Gerichtsdiener, der sechs Präsidenten überlebt hatte, war fast noch nicht dagewesen. Man würde daher auch eine Ausnahme-Ehrung für ihn ersinnen, das war ihm klar, aber welcher Art würde sie sein? Er träumte von Silberlitzen an seiner Uniform, von herrlichen Ordenszeichen und Titeln von wunderbarem Klange; und als der Assessor Fink, der immer seine Witze mit ihm machte, ihm vertraulich sagte: „Na, Heinrich, nächstens steigt das Goldene, was wird's setzen — die Exzellenz?" da wehrte er zwar gehorsamst lächelnd ab, doch bei sich dachte er: „Spotte du nur, du wirst schon Augen machen!"

Seine Vermutungen gingen auch nicht ganz fehl. Man beschäftigte sich in der Tat an zuständiger Stelle mit seinem Jubiläum. Man hätte ihm gern etwas Besonderes zukommen lassen, aber was? Der Titel Obergerichtsdiener hätte zu Mißverständnissen Anlaß geben können, da er nicht am Obergericht diente, „Geheimer Gerichtsdiener" existierte als Dienstcharakter nicht, die herkömmliche Auszeichnung besaß er, blieb also nur eine Gratifikation, die denn auch höheren Orts im Betrage von dreihundert Mark genehmigt wurde.

Als Heinrich am Jubiläumstage das Gericht betrat, sah er ungewöhnlich angegriffen aus, die Aufregung der letzten Wochen hatte ihn stark mitgenommen, und als er nach der Beglückwünschung durch die Kollegen, welche ihm eine goldene Tasse verehrten, in das Zimmer des Vorgesetzten gerufen wurde, mußte er geführt werden, so zitterte er. Die Ansprache des Vorgesetzten war kurz und inhaltreich. Sie rühmte seine tadellose Führung und Pflichttreue, verkündigte ihm die zuteilgewordene Belohnung und schloß mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß er den wohlverdienten Ruhestand, in den er nunmehr zu treten habe, noch lange genießen möge.

Der alte Bote blickte den Sprechenden mit einem irren Lächeln an. Er hatte nur noch die Worte: Gratifikation und Ruhestand deutlich vernommen, dann verschwamm ihm die Rede in einem dumpfen Getöse, vor seinen Augen wurde es Nacht, er griff mit den Händen in die Luft und plötzlich fiel er hintenüber und war tot . . .

Als der erste Schreck überstanden und die Leiche aus dem Zimmer geschafft war, sagte der Botenmeister zu dem ersten Gerichtsschreiber: „Schön'n Tod hat er gehabt, an seinem Ehrentage!" Und der erste Gerichtsschreiber, der klassische Zitate liebte, erwiderte: „Ja, er ist in den Stiefeln gestorben!"

— **Am Billetschalter.** Bemmchen: „Ich mechte Se nämlich gerne a Billet nach London."

Beamter: „Ueber Vlissingen?"

Bemmchen: „Nee, über Ostern."

— **Ein boshafter Kerl.** Bauer: Meine Söhne lasse ich alle Medizinner werden ... und wenn auch das ganze Dorf ausstirbt.